

Clara Haskil. Von Jérôme Spycket. Mit einem Vorwort von Herbert von Karajan. Übersetzung aus dem Französischen von Erika und Gerald Tunner. Hallwag Verlag Bern und Stuttgart, 1977, 312 Seiten mit zahlreichen Fotos auf Tafeln, 34,- DM

Als diese Biographie 1975 in der französischen Originalausgabe erschien, gelang es einer hiesigen Fremdsprachenbuchhandlung erst nach monatelangem Bemühen, ein Exemplar herbeizuschaffen. Das Buch war durch halb Europa gereicht worden. Jetzt hat es der deutsche Leser leichter. Bei Hallwag ist eine Übersetzung erschienen, die das Original zwar (warum eigentlich?) etwas kürzt, dafür in Ganzleinen gebunden wurde. Wer das Buch als Muster einer Pianistenbiographie bezeichnet, übertreibt nicht. Jérôme Spycket, selbst Musiker, hat mit Akribie geradezu erschöpfendes Material zusammengetragen und das Buch hätte in seiner Unbestechlichkeit fast etwas Nüchternes, gäbe ihm sein psychologischer Blick und die Strenge, mit der hier Faktum an Faktum, Gesichtspunkt an Gesichtspunkt gereiht wird, nicht zugleich die maßvolle, nie überschwangliche Wärme, die uns das Ganze „weglesen“ läßt wie einen Roman. Die Frage, wie es möglich war, daß eine Künstlerin so ausgesprochener und bereits früh sichtbarer musikalischer Genialität doch so lange vergleichsweise unbekannt blieb, bis sie, schon Fünfzigerin, endlich von der musikalischen Welt „entdeckt“ wurde – diese Frage ist es gewesen, die Spycket dazu trieb, sein Buch über Clara Haskil zu schreiben. Bei allem Scharfsinn, den er auf seine Heldin anwendet, ist das Buch über dieses Einzelschicksal hinaus generell geworden, kaum zufällig nicht nur „dem Andenken dieser ungewöhnlichen Musikerin“ gewidmet, sondern zugleich all jenen, „die im Dunkel um ihre Kunst ringen“. Spycket will also mit seinem sehr präzisen Bericht nicht mehr und nicht weniger geben als eine „Quelle

der Energie und die Bestärkung darin, nicht zu verzweifeln.“ Die Klarheit, mit der er das Wunderkind und das unerkannte Genie der reifen Jahre gegen schwerste Krankheit, gegen eine feindliche Umwelt und die Erschütterungen der Zeit den Weg zum äußerlich späten Erfolg und zum so unvermittelt plötzlichen Tod finden läßt, diese Klarheit überzeugt um so mehr, als sie frei ist von allem Moralisieren. Hier liegen die Bedingungen der Kunst auf dem Tisch und mancher wird nach der Lektüre des Buches die Aufnahmen Clara Haskils mit neuen Ohren hören. Von den mehr ins Psychologische und in die Hintergründe zielenden Details, die Spycket mit solch akribischer Sorgfalt zusammengetragen hatte, ist in der deutschen Ausgabe freilich manches Kürzungen zum Opfer gefallen. Nicht nur Passagen zu den Besatzungsjahren in Frankreich. Wer des Französischen mächtig ist (das Original liest sich leicht), wird der bei Payot in Lausanne und Paris erschienenen Originalausgabe den Vorzug geben. Nützlich die Diskografie, die zwar mit Hinweis auf die zahllosen Neupressungen keine Plattenfabrikate und -nummern angibt, dafür die Aufnahmejahre nennt. Nützlich weiterhin das chronologisch geordnete Konzertrepertoire Clara Haskils, das mancherlei Einblick in ihre künstlerische Entwicklung zuläßt. Eindrucksvoll der Quellenachweis. Eine Monographie, wie sie in solcher Qualität bisher wohl nur über wenige der großen Interpreten geschrieben worden ist. Helmut Reinold

Kurt Böhme. Selbstverständlich empfängt mich Ihre Gnade! Von Karl Richter. Schöff-Verlagsgesellschaft mbH, Augsburg, 1977, 238 Seiten, 64 Abbildungen, 35,- DM

Nach etlichen knappgefaßten, aber stichhaltigen Huldigungsadressen von Karl Böhm, Rudolf Hartmann, Günther Rennert u. a. verheißt eine Zwischenüberschrift „Eine andere Form von Biographie“. Aber damit ist es eigentlich nicht allzu weit her, denn nur die Tonbandprotokolle von Gesprächen mit Kurt Böhme und Rudolf Hartmann im Schlußteil des Buches rechtfertigen diesen Anspruch in etwa; zahlreiche Bühnen- bzw. Rollenfotos sowie ein ausführlicher Dokumentationsenteil sind in einer aufwendigen und repräsentativen Sängerbiographie sicherlich nichts Außergewöhnliches. Der Hauptteil des Buches ist denn auch eine Lebensbeschreibung im traditionellen Sinn: Karl Rich-

ter porträtiert den 1908 in Dresden geborenen, international erfolgreichen Bassisten Kurt Böhme.

Die Stationen seines Lebens werden durchaus lebendig: die ersten tastenden Schritte des Musikers und Sängers in Dresden bis zum Schlußexamen an der Musikhochschule, der kurze Aufenthalt in der Provinz, der Beginn und Anstieg der Karriere an der Staatsoper Dresden, der mit den Dirigentenamen Busch und Böhm verbunden ist, ferner die große Zeit in Wien und München mit den „Abstechern“ nach Salzburg und Bayreuth. So weit, so gut.

Nun ist es aber auch an der Zeit, über die den Leser „nervenden“, weil klischeehaften Betrachtungsweisen des Autors zu sprechen, der offenbar ein recht gebrochenes oder zumindest einseitiges Verhältnis zur Kunstgattung Oper zu haben scheint und ihr vor allem die „Vermittlung des Wahren, Schönen und Guten“ immer wieder anhängen möchte, als gälte dies für den Opernbesucher schlechthin. Auf der gleichen Linie liegt, daß Richter beim Publikum den „Wunsch nach dem Leitbild von väterlicher Autorität und Liebe“ erkennt, daß Kurt Böhme mit „Erfüllungshilfen bei den unbewußten Vaterwünschen seines Publikums nicht gespart“ habe, daß es bekomme, was es erwarte, nämlich „schwarze und aufgelichtete Töne von sonorer Männlichkeit“ und daß es die „altvertrauten Bilder von Gut und Böse“ erlebe.

Die Oper, „ein autoritäres Gebilde“ und „mit den Herrschaftsformen des Feudalzeitalters verbunden geblieben“, kriegt ganz schön was aufs Haupt – auch beim Hinauswurf von Fritz Busch (nach einem von den Nazis inszenierten Skandal) war sie sozusagen nicht ganz unbeteiligt. Wir lesen: „Der Hinauswurf von Fritz Busch... war ein Vorgang, der dialektisch aus einer allzu gefälligen Opernästhetik abzuleiten ist.“ Und dann kommt der Autor wieder auf seinen Lieblings-Begriff, um das Gesagte zu erläutern: „Die Bezogenheit auf das Wahre, Schöne und Gute schließt nicht aus, von dämonischen (!) Kräften ausgenutzt zu werden“.

Der schlimme Druckfehler soll nun aber keinesfalls dem Autor angelastet werden, auch die gelegentlichen Freiheiten der Zeichensetzung und Rechtschreibung nicht. Und selbstverständlich sollen die kritischen Anmerkungen nicht den Blick dafür verstellen, daß das Buch durchaus mit Gewinn zu lesen ist, da es auch die Zeitemstände mit einbezieht und sich nicht eigensinnig

und stur an die biographischen Fakten klammert. Darüber hinaus ist der Dokumentationsenteil, was die Angaben über die von Kurt Böhme gesungenen Rollen in Dresden, München, Wien, Salzburg und Bayreuth betrifft (mit Nennung der Dirigenten und Daten), geradezu vorbildlich. Kärglich dagegen ist das Schallplattenverzeichnis der Gesamtaufnahmen: hier findet man neben Komponist und Werk nur noch die Plattenfirma und Bestellnummer. Bei den Sammelprogrammen werden ohne untergliedernde Hinweise auch Einzel-LPs und Kassetten aufgeführt, bei denen Kurt Böhme nur unter anderem zu hören ist. Schließlich befremdet auch noch, daß im Verzeichnis der Konzertpartien die Kantate „Von deutscher Seele“ Brahms zugeschrieben wird.

Die Auswahl der Fotos ist fast ausnahmslos gut, und der Umstand, daß Böhme nicht weniger als siebenmal als „Ochs auf Lärchenau“ abgebildet wurde, hat seine Berechtigung darin, daß er diese Rolle – seine Glanzpartie – an die 600mal gesungen hat.

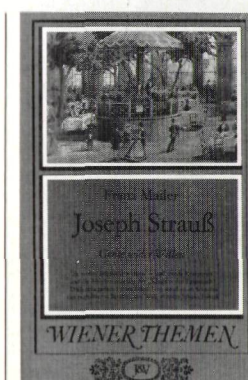
Alles in allem: die Biographie ist nicht in erster Linie ein Buch „für die Freunde der Oper“, wie der Klappentext behauptet, aber doch eines für die Bewunderer Kurt Böhm, denen es empfohlen werden kann.

Hans-Jürgen Winterhoff

Joseph Strauss – Genie wider Willen. Von Franz Mailer. Verlag Jugend und Volk, Wien und München, 1977 (in der Reihe „Wiener Themen“), 144 Seiten, davon eine Farbseite und 16 Seiten mit s/w-Bildern, 25,- DM

Joseph Strauss stand zeitlebens, und daran hat sich bis auf den heutigen Tag nur wenig geändert, im Schatten seines älteren Bruders Johann, des „Walzerkönigs“ (FONOFORUM 9/1977, S. 870). Nicht anders hat sich die Musikliteratur ihm gegenüber verhalten: Heinrich Eduard Jacob hat sein Buch dem Vater und dem Sohn Johann gewidmet, die übrigen Strauss-Biographen von Eisenberg und Loewy über Decsey und Jaspert bis zu Schneidereit und Prawy räumen Joseph in ihren Werken jeweils lediglich ein Kapitel ein. In der Tatsache, daß Franz Mailer es anläßlich der 150. Wiederkehr des Geburtstages von Joseph Strauss unternahm, diesem „Genie wider Willen“ die erste eigene Biographie in Buchform zukommen zu lassen, liegt bereits das erste Verdienst des Autors.

Mailers Buch ist alles andere als eine reine „Lebensbeschrei-



bung“ überkommenen Stils: der Verfasser stellt die in der Musikgeschichte einmalige Entwicklung des gestandenen Technikers und Erfinders zum „Musikdirektor Compositeur“ in einen die ganze damalige Zeit widerspiegelnden breiten kulturhistorischen und politischen Rahmen, wobei auch die familiären Details innerhalb der „Dynastie Strauss“ nicht zu kurz kommen. Seine derzeitige Arbeit an einer Sammlung und Herausgabe bisher nicht veröffentlichter Briefe der Angehörigen der Strauss-Familie befähigt ihn, Zitate aus diesen Briefen erstmalig zu veröffentlichen, wobei ein glühender Liebesbrief Josephs, der ein Leben lang ohne Skandale auskam, an seine Frau, sein „gutes liebes Linchen“, fast rührend anmutet: „Ich sehe Dich im Geist vor mir, ich lächle Dir zu, ich herze, küsse, drücke Dich innig, ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, ich bein Dein, ich habe mich Dir ergeben, ich suche mein Glück nur bey Dir, Du hast es in Deinen Händen“.

In der Wiedergabe dieser Briefe liegt ein weiteres Verdienst des Buches: man sieht den Schöpfer der „Delirien“, der „Sphärenklänge“ und der „Dorfschwalben“ auf einmal mit anderen Augen, sieht hinter seinen Kompositionen den sich selbst verzehrenden Menschen Joseph Strauss.

Mailers Buch stellt das Ergebnis eines umfangreichen Quellenstudiums dar: monatelang hat er in Wiener Bibliotheken und Archiven Zeitungs- und Zeitschriftenbände sowie Konzertprogramme aus dem vorigen Jahrhundert durchforstet, um authentisches Material – ohne Berücksichtigung der sogenannten Sekundärliteratur – vorlegen zu können. Es ist einleuchtend, daß die knapp 150 Seiten des Buches in keinem Verhältnis zu der Sisypus-Arbeit stehen, der sich der Autor unterzogen hat, um dem Künstler Joseph Strauss hundert Jahre nach seinem Tode die verdiente literarische Würdigung

als Komponist und Vorkämpfer für die damals moderne Musik eines Verdi und eines Richard Wagner zukommen zu lassen. Aus dieser Sicht mag es dem Autor unbenommen bleiben, Joseph Strauss gegenüber seinem Bruder Johann als den „interessanteren“ Strauss zu sehen. Darin ist sich Franz Mailer mit vielen großen Musikern, wie beispielsweise Peter Cornelius, einig. Ob allerdings „jeder“ Musiker diese Ansicht teilt, wie Mailer behauptet, wage ich zu bezweifeln. Ich halte es mit Willi Boskovsky, der einmal zum Ausdruck brachte, für ihn sei Joseph Strauss ebenso groß wie sein Bruder Johann.

Der Wert des Buches wird erhöht durch ein Werkverzeichnis, das – im Gegensatz zu dem Weinmannschen Werkverzeichnis – auch Notenbeispiele, die Erstaufführungsdaten und die Namen der Widmungsempfänger bringt, ferner durch ein Verzeichnis der nach dem Tode des Komponisten vorgenommenen Bearbeitungen seiner Werke („Frühlingsluft“, um nur ein Beispiel zu nennen) und durch ein Personenverzeichnis der Strauss-Familie.

Alles in allem ein ebenso wichtiges wie notwendiges Buch.

Joachim Viedebantt

Musica Popular Brasileira. Von Claus Schreiner. Verlag Tropical Music GmbH, Darmstadt, 1978, 280 Seiten, Paperback, ca. 100 Fotos, Grafiken, 29,- DM

Alles über die brasilianische Musik ist jetzt auf knapp dreihundert Seiten und für 29 Mark in einem Kompendium von dem Marburger Jazz-Journalisten und Musik-Manager Claus Schreiner zu erfahren, das als Erstling von Graden gelten wird. Schreiner hat aus eigener Anschauung und dem Erlebnis etwa der Baden-Powell-Betreuung und der Sebastiao-Tapajos-Entdeckung das Netzwerk einer Musik aus soziologischen, ethnischen, geschichtlichen und medialen Bezügen aufgedeckt und beschrieben. Damit ist zum ersten Male ein aktueller Versuch unternommen worden, das brasilianische Poprodeln und Folklore-Werk so zu beschreiben, daß Zeitbezüge zur Pop- und Rockmusik von heute sichtbar werden. Der Versuch ist geglückt. Das Buch dürfte dem Anspruch eines Standards über Ursprünge und Wege des Bossa Nova und Sambas gerecht werden. Besonders bemerkenswert: Schreiner gibt Einblick in die Medien- und Urheberrechtssituation Brasiliens. Auch das Kapitel Zensur enthält brisanten Stoff, der für Journalisten wie Musikkenner ebenso fesselnd wie der ganze Band Pflichtlektüre sein dürfte. Reginald Rudolf

Elektronisch abstauben.

Fast alle herkömmlichen „Reiniger“ von Schallplatten sind nur halbe Sachen. Denn sie beseitigen nicht die Ursache der Staubansammlung: die elektrostatische Aufladung der Platte.

Der neue CLEANETIC Schallplatten-Reiniger neutralisiert die elektrostatische Aufladung mit dem besten physikalischen Gegenmittel:

der elektronischen Entladung. Der CLEANETIC Reiniger geht dem Staub elektrostatisch auf den tiefsten Grund. Macht Platten antistatisch. Wirbelt selbst die kleinsten Staubpartikel hoch.

Und fängt sie gleichzeitig auf.

Alles auf Knopfdruck. In einem einzigen Arbeitsgang.

Mit dieser neuen Technik garantiert CLEANETIC den höchstmöglichen Grad an Staubfreiheit.

Kein Netzanschluß. Keine Batterie. Und ohne Flüssigkeit.

Sie werden hören, was Sie davon haben. Von Staub keine Spur. Von Knistern keinen Ton.

CLEANETIC bringt Ihre Platten elektronisch ins reine.

Und verlängert damit ihre Lebensdauer.

SONETIC

Sonetic Tontechnik GmbH
Frankfurter Allee 19-21, 6236 Eschborn
Telefon: 06196/45457, 45458

NEU!

Klick-klack, elektronisch und auf Knopfdruck: CLEANETIC wirbelt Staub auf und entlädt die Platte.

Aller Staub bleibt im Samtring haften ...

... und läßt sich mühelos entfernen. Elektronisch abstauben! Die vollkommene und bequeme Reinigung.